Die wahre Liebe.

Von Karl Brandt.

Das ist die echte, wahre Liebe,
Die in Gefahren sich bewährt,
Die in der Zeit des tiefsten Elends
Sich nicht vermindert, nein, vermehrt.

Das ist die echte, wahre Liebe,
Die niemals banger Zweifel plagt,
Die nie verlorenes Vertrauen,
Verlorne Liebesmüh' beklagt.

Wer solcher Liebe ward teilhaftig,
Dess' Reichtum ist beneidenswert,
Ob ihm das Schicksal ird'scher Güter
Auch nur ein kleines Teil beschert.

Der Büßer am Dschungelpfad

Nach englischen Aufzeichnungen erzählt von Bodo Wildberg.

Während eines unserer Morgenritte durch die Dschungel ließen wir auf den uralten Fakir. Wir erblickten ihn ganz plötzlich, und es war das Verdienst Heathcotes, der von uns allen die besten Augen hat, daß wir ihn nicht übersahen — denn er hatte die größte Aehnlichkeit mit einem verdorrten Baumstumpf, der noch eine Schößling getrieben, doch auch dieser war bereits abgestorben. Dieser aufrechte, trockene Sproß war nämlich der rechte Arm des Büßers, den dieser seit Jahrzehnten unbeweglich in die Luft streckte. Die langen Nägel wuchsen wie furchtbare Dornen nach der Handfläche zu. Der Bart war eisgrau und mit wucherndem Gestrüpp eins geworden.

So hockte der Asket inmitten der staubgrauen Landschaft. Bunte Papageien flogen kreischend um seine unbewegliche Gestalt. Die Tamarinde, unter der er saß, gab nur dürftigen Schatten. Im Dunste der erhitzten Luft flammten die hochroten Blütenmassen der Patu.

Als wir vorbei waren, äußerte einer von uns sein Erstaunen darüber, hier einen Fakir zu finden — in der Einsamkeit, wo ihn keine gläubige Menge füttern und bestaune würde — wo es nur einige Dörfer der Gonds gab, die allerdings in dieser Gegend dem Einfluß der Hindukultur unterlegen waren.

Erst als wir abends auf der Veranda des Bungalos saßen, erzählte uns Heathcote die Geschichte dieses Büßers, wie sie ihm aus den Aufzeichnungen eines englischen Offiziers bekannt war. Dieser Offizier, der Oberst Meadows Taylor, hatte seinerzeit die Bekenntnisse des berüchtigten Thags Emir Ali entgegengenommen, da er mit der Ueberwachung dieses siebenhundertfachen Mörders, der als Kronzeuge gegen seine Spießgesellen auftrat, betraut worden war. Es sind schauerliche Bekenntnisse aus der letzten Blütezeit der Thaggi, jenes ungeheuren „heiligen" Mörderkonzerns, der jahrhundertelang der Schrecken aller Wanderer in Indien gewesen ist.

* * *

„Es war Abend, und ich saß vor meinem Zelte", erzählte Ali, „da erblickte ich einen Reiter, umgeben von einem kleinen Gefolge, unter dem sich zu meiner Verwunderung ein junges, schönes Mädchen befand, das einen feurigen Pony regierte. Sie kamen aus der Stadt, ritten dicht an unserem Lager vorüber, kreuzten den Fluß und begaben sich in das Heiligtum, das auf dem jenseitigen Ufer lag. War dies mein neues Opfer? Ich blieb nicht lange in Ungewißheit. Bald kam eine Botschaft vom Mullah, mit dem ich mich vorher verständigt hatte, und der jetzt um meinen Besuch bat. Ich nahm mein Schwert und folgte dem Boten.

An der Seite des alten Mullah saß unter einem Baume der Nabob Subsi Khan Bahadur und schlürfte den bitteren, berauschenden Trank, den er liebte — Bhang oder Subsi (Hanf), wovon er seinen Beinamen erhalten hatte. Rings um ihn standen einige seiner Leute, grimmig dreinblickende Burschen, zum Teil mit tiefen Narben auf ihren rauhen Gesichtern, die deutlich zeigten, daß sie ihrem edlen Herrn in manchem harten Gefecht zur Seite gestanden. Hinter ihm saß die Sklavin, von der ich schon gesprochen habe, ein schlankes, liebliches Mädchen, die emsig beschäftigt war, eine frische Schale von dem Trank zu bereiten, den der Nabob so sehr liebte.

Der Mullah stellte mich vor: „Dies, o Herr, ist der junge Mann, von dem ich gesprochen hatte. Deine scharfen Augen werden sogleich erkennen, daß er von anständigem Herkommen ist und eine gute Erziehung genossen hat, und somit einen geeigneten Reisegefährten für einen so hohen Herrn abgeben könnte."

Ich reichte den Griff meines Schwertes als Nazar (Ehrengabe) dar; der Nabob berührte ihn mit der Hand und bat mich dann, sich zu ihm auf den Teppich zu setzen.

Ich erwiderte, daß dies eine zu große Ehre für mich sei, und setzte mich so, daß meine Fersen nur den Rand des Teppichs berührten.

Mein Schwert gefiel ihm. „Das ist eine stolze Waffe, Mio Sahib; darf ich sie näher betrachten?"

„Das Schwert gehört meinem erlauchten Herrn." Damit bot ich ihm den Griff zum zweiten Male.

„Nein, Mio Sahib, ich will es nicht haben; aber ich bin ein Neugieriger in solchen Dingen und besitze eine auserlesene Sammlung, die ich dir eines Tages zeigen möchte."

Er zog es sorgfältig aus der Scheide, und als es prächtig im Glanze der späten Sonne aufflunkelte, betrachtete er es mit einem freudigen Lächeln, als begrüßte er einen alten Freund nach langer Trennung wieder.

Der Nabob war hoch und kräftig gewachsen, besonders seine Arme, die man unter dem dünnen Musselin genau sehen konnte, waren von auffallender Muskelstärke und ungewöhnlich lang. Seine Gestalt neigte ein wenig zur Fettleibigkeit, vielleicht infolge des Alters, das auch den gelockten Bart und Schnurrbart mit Grau besprenkelt hatte. Sein Antlitz erinnerte an kein anderes, das ich zuvor gesehen, und ich bin seither keinem ähnlichen begegnet. Im bescheidensten Gewande würde der Nabob augenblicklich als ein Mann aus vornehmer Familie und als tapferer Soldat erkannt worden sein.

Er trug einen Rosenkranz aus großen Perlen um den Hals, sonst kein Geschmeide. Seine Kleidung war von ausgesuchter Einfachheit, dabei äußerst gut erhalten. Ich bemerkte zwei tiefe Narben, die eine am Hinterkopf, die andere auf seiner breiten Brust. So sah Subsi Khan aus, der Sieger in vielen Schlachten — er, den ich bei der ersten Gelegenheit umzubringen gedachte.

Er betrachtete mein Schwert so ernsthaft und so lange, daß ich schon dachte, es könnte vielleicht einem Opfer meines Vaters gehört haben, das der Nabob gekannt, und ich erwog schon im Geiste eine Antwort für den Fall, daß er mich fragte, woher ich die Waffe hätte, als er plötzlich zu sprechen anfing: „So hast auch du Kämpfe gesehen, mein Freund. Es sind ein paar geringfügige Scharten in diesem guten Schwert, die dem Finger eines alten Kriegsmannes nicht entgehen konnten. Wie kam es dazu?"

„Oh, ein kleiner Zusammenstoß mit Räubern, als ich von Hindostan herabzog." Und ich erzählte ihm eine rasch erfundene Geschichte.

„Wacker gefochten!" rief der Nabob. „Und was würdest du sagen, mein junger Freund, wenn ich vorschlüge, der Fahne Subsie Khans zu folgen? Er hat zur Stunde nichts, das er dir geben könnte; aber die Zeit ist nicht fern, da tapfere Männer sich etwas verdienen dürften."

„Möge dein Schatten wachsen, großer Nabob! Du bietest mir, was meine Seele verlangt hat. Wenn es zum Kampfe kommt, sollst du mich nicht in der letzten Reihe finden!"

„Also, willst du mich begleiten?" sprach er freundlich. „Das ist mir sehr willkommen. Ich sehe, daß du Leute bei dir hast, und Reisende. Wollen wir nicht den kürzesten Weg nach Dschebalpur einschlagen? S'ist ein rauher Pfad, aber ich bin eilig; der Weg über Nagpur ist zwar besser und nicht von Räubern heimgesucht, jedoch um vieles länger."

„Den Weg gedachte ich einzuschlagen, Nawab Sahib", entgegnete ich. „Vor Dieben und Räubern kann mein Gebieter doch keine Furcht empfinden?"

„Mit den paar Leuten, die um mich sind, hätte ich mich nur ungern in die Dschungel gewagt", gestand der Nabob mit liebenswürdiger Offenheit. „Denn die Thags, von denen so viel erzählt wird, sind mächtig und ohne Erbarmen, und es wäre ein trauriges Ende für Subsi Khan, an einem unbekannten Fleck zu fallen, nachdem er sein Leben auf Schlachtfeldern zugebracht."

„Und doch wird es dir so ergehen, Nawab Sahib", dachte ich bei mir im stillen. „Der Todesstreich wird dich in diesen Dschungeln erreichen, die du fürchtest, und kein Denkmal wird den Ort bezeichnen, wo die Ueberreste Subsi Khans liegen werden."

Ich kehrte zu meinem Zelte zurück. Am dritten Morgen nach der Abmachung brachen wir auf, sobald der Tag dämmerte.

Als das Licht um uns herum zunahm, enthüllte es mir die Erscheinung des Nabobs, der an meiner Seite dahinritt. Er saß auf einem herrlichen Braunen, der stolz und freudig ausgriff; die Decken und die Zaumzier waren von purpurnem Samt, etwas abgenutzt, aber noch immer prächtig. Das Satteltuch und der Kopfschmuck des Pferdes waren reichlich mit Goldfäden durchstickt.

Mehr noch lenkte der Reiter meine Aufmerksamkeit auf sich. Er trug ein stählernes Panzerhemd; um dieses war ein schöner, grüner Schal gewunden, in dem zwei oder drei mit Gold und Silber verzierte Dolche steckten. Von seinem Stahlhelm hing eine karminrote Seidenquaste heraus, und ein kostbares Tuch war um den Helm gelegt, zum Schutz gegen die Hitze des Tages. Auf seinem Rücken lag ein Schild aus Nashornhaut, reich bemalt und vergoldet; und ein langes Schwert war an der sammetnen Schärpe befestigt, die um seine Schulter lief.

Die erste Tagereise verging ohne Abenteuer. Dorfleute erzählten uns, daß die Dschungel von hier an dichter würde, daß der Weg steinig und schlecht sei und daß die Gonds unter den Waffen seien und jeden anfielen, der ihnen begegnete.

Wir bewegten uns nun mit größerer Vorsicht. Am Ausgange eines Hohlweges stießen wir mit Gonds zusammen. Serforas Khan, von dem ich sogleich mehr erzählen werde, schoß ihren Häuptling nieder, und bald zogen sie sich in die Berge zurück.

Serforas Khan war der wildeste, unbarmherzigste und ruchloseste von uns allen. „Ich vermute", sagte ich am zweiten Tage zu ihm, „daß du schon weißt, weshalb der Nabob in unserer Gesellschaft reitet."

„Ich kann es erraten", erwiderte er; „aber wie ihn überwältigen?"

„An der ersten klaren Quelle, wenn die Sklavin ihm seinen Scherbet mischt."

Der Nabob ritt an mich heran.

„Eine gnadlose Gegend, Mio Sahib! Ich bin so durstig wie eine Krähe bei heißem Wetter. Könnten wir nur einen Fluß, einen Brunnen finden! Ich würde einen wonnigen Trunk tun."

Doch Meile um Meile wurde zurückgelegt, ohne daß ein Gewässer sich zeigte. Schon glaubte ich, die Dörfler hätten mich belogen, als ich beim Ueberschreiten einer Hügelwelle den kleinen Fluß zu unseren Füßen liegen sah.

„Laßt schnell meine Sklavin kommen!!" rief der Nabob entzückt. „Dies ist gerade die Tageszeit, da ich meinen Scherbet am allerliebsten trinke."

Ich sandte einen Boten zur Nachhut, und wir wählten einen weichen Rasenfleck, wo wir uns auf unsere Satteldecken niederließen.

Nach und nach kamen alle heran. Die Wasserpfeife machte die Runde. Ich sah, daß alle auf ihren Posten waren. Auf jeden Mann des Nabobs entfielen drei Thags.

Dieser fing wieder an, sich im Bhang zu berauschen. „In allen zehn Königreichen Hinds", rief er aus, „lebt keine Sklavin, die den Trank so trefflich bereitet wie meine Kurima. Ist's nicht so, Mädchen?"

„Wenn mein Herr zufrieden ist, kann seine Magd sich nichts mehr wünschen", erwiderte Kurima.

Ich machte Serforas Khan ein Zeichen. Das Rumal (Würgtuch) war in meinen Händen. Ich stand hinter dem Nabob.

„Sieh, Nawob!" rief Serforas Khan vertraulich und erfaßte den rechten Arm des Sitzenden.

„Was fällt dir ein, mich anzurühren, Sklave? Du wagtest es, einen Nabob zu berühren?!"

Es war seine letzte Rede. Ich hatte das Tuch um seinen Hals geschlungen, Serforas Khan hielt seine Arme fest, und ein anderer zog ihn an den Beinen. Der Nabob schnarchte wie ein Mensch in tiefem Schlummer, aber mein Griff ließ nicht nach. Er wand sich unter mir, jeder Muskel in seinem Körper bebte; jetzt schnarchte er noch lauter, und dann war er tot. Ich hatte Subsi Khan erwürgt — ihn, der Hunderte gefällt, den berühmten Kriegshelden!

Doch nun ereignete sich etwa, das für Serforas Khan das Ende seines bisherigen Lebens bedeuten sollte.

Die arme Sklavin hatte uns den Rücken zugewandt; sie war emsig daran, ihrem Herrn einen neuen Trank zu bereiten. Sie hatte das Geräusch des Kampfes, die Todesseufzer des Nabobs und seiner Leute nicht vernommen. Jetzt näherte sie sich ahnungslos der Stelle, wo Serforas Khan den Leichnam seiner Rüstung und seiner Gewänder beraubte.

Nie werde ich ihren Schrei vergessen, nie ihren Blick voll Entsetzen und Wehe, da sie vorwärtsstürzte und sich über den Leib des Ermordeten warf. Sie hatte ihren Herrn geliebt.

„Er kann nicht tot sein! Kann nicht tot sein!" schrie das schöne Mädchen, indem sie sich halb aufhob und die verwirrten Haare von den Augen wegstrich. — „Und doch rührt er sich nicht — spricht kein Wort! Oh!" kreischte sie. „Seht seine Augen — sie werden ihm aus dem Kopfe fallen — und sein Antlitz! Das ist nicht seines, das sind nicht die Lippen, die so oft gütig zur armen Kurima gesprochen haben!"

„Das geht nicht!" rief ich aus. „Möge sie einer von ihrem Schmerze befreien — ich führe nicht mit Weibern Krieg."

„Das Mädchen ist schön," sprach Serforas Khan. „Ich will ihr einen Weg zur Rettung offenlassen."

Sie wiegte sich klagend in den Hüften, indem sie neben dem toten Nabob kniete; Serforas schüttelte sie am Arm: „Höre mich! Ich bin ohne Weib und Kind! Du sollst mir beides ersetzen! Stehe auf und folge mir"

„Wer sprach?" flüsterte sie fast unhörbar. „Ach, reiße mich nicht von seiner Seite; mein Herz ist gebrochen! Ich sterbe, und du willst uns trennen?"

„Höre auf mich, Närrin!" rief Serforas. „Ich gewähre dir das Leben, ein glückliches Heim! Mein Roß steht bereit, wir wollen die Toten vergessen und ihres Loses nicht mehr gedenken."

„Ihn vergessen? Meinen großen, edlen Freund? Nie, nie! Er ist tot, und auch ich will sterben!"

Auf meinen Befehl ergriffen vier Männer den Leichnam und trugen ihn fort; zwei andere hielten die Sklavin fest, die sich verzweifelnd ihrer zu erwehren suchte.

Serforas hob sie dann wie ein Kind in seinen Armen empor und setzte sie auf sein Pferd. Sie kreischte entsetzlich, und die anderen verhöhnten den Khan wegen seiner Verliebtheit. So waren wir etwa eine Meile geritten, und man durfte befürchten, daß die Verwünschungen des Mädchens den Reisenden zu Ohren dringen würden, die etwa des Weges kämen.

Jetzt entriß sich Kurima mit einem Ruck den Armen des Serforas, sprang vom Pferd und warf sich mit Gewalt zu Boden.

„Haltet mein Pferd!" rief der Khan, und er versuchte, sie aufzurichten. Da sie sich ihm immer heftiger widersetzte und ihre Schreie die Dschungel erfüllten, zog er sein Schwert und bedrohte sie damit.

„Stoß zu!" schrie sie ihn an. „Schuft und Mörder!" Und sie spie ihm ins Gesicht.

Da steckte er sein Schwert in die Scheide, warf das Rumal um ihren Hals und erdrosselte sie.

„Da!" rief er. „Es war ihr Schicksal." In dumpfem Schweigen ging er zu seinem Pferde. —

Aber von diesem Tage an war Serforas Khan ein anderer geworden. Hunderte hatte er hingemordet, ohne daß sein Gemüt sich dessen erinnert hätte. Jetzt aber, seit er die Sklavin erwürgt hatte, sah man ihn oft ins Leere starren, zuweilen füllten sich seine Augen mit Tränen und schwere Seufzer entrangen sich seiner Brust.

Er begleitete uns nach Hause, erhielt seinen Anteil an der Beute, den er sogleich an die Armen wegschenkte; dann nahm er Abschied von seinen Bundesbrüdern. Er entäußerte sich seiner Kleidung, bestreute seinen Leib mit Asche und ging so in die Welt hinaus, um als Fakir ein elendes Dasein zu fristen.

Nach Jahren — so ist mir berichtet worden — kehrte er dann an den Ort zurück, wo er Kurima ermordet hatte. Dort ließ er sich nieder unter Tigern, Bären und Gespenstern. Die Thaggi hat ihn noch lange vermißt, und oft gedachten wir seines Mutes und seiner Entschlossenheit. Wir haben keinen Ersatz für ihn gefunden. —

Das ist der Bericht des Thags Emir Ali, den Oberst Taylor aufgezeichnet hat. Und ich zweifle nicht daran," schloß Heathcote seine Erzählung, „daß wir heute Serforas Khan, den Räuber und Mörder, dort am Dschungelwege büßen sahen." — — —

Einer äußerte seine Verwunderung darüber, daß der Fakir in all den Jahren keinem Tiger zum Opfer gefallen sei.

Heathcote lächelte: „Denken Sie, solch alter Fakir sei ein appetitlicher Bissen?"

Ein anderer erkundigte sich nach dem Tiger, der das Gonddorf in den letzten Wochen beunruhigt hatte.

„Der wird sich wieder verzogen haben", meinte Heathcote. „Es ist ein Stank von wilden Hunden in der Luft — und die vertreiben ein jedes Tier, sogar Tiger, Löwen und Büffel weichen gern aus ihrem Dunstkreis." —

Am andern Morgen war große Erregung in der Station. Streifende Gonds hatten die Kunde gebracht, daß der Fakir von Raubtieren zerrissen worden sei.

Mit neugierigem Widerstreben suchten wir den Ort auf, wo dem Räuber und Büßer sein Schicksal ereilt hatte. Die letzten Erdenspuren des Serforas Khan boten keinen erfreulichen Anblick. Ein Rudel wilder Hunde hatte das Blut des Fakirs getrunken. Diese Tiere sind nicht wählerisch und haben auch vor einem Heiligen keine Achtung, der seine schweren Sünden zwei Menschenalter lang mit verdorrten Gliedern gebüßt hat.

Das Ideal eines japanischen Ehemannes.

Eine Tokioer Wochenschrift hat bei ihren Leserinnen angefragt, wie ihr Ideal eines Ehemannes beschaffen sein müsse. Hier seien nun die verlangten Eigenschaften dieses Mustergatten nach der ihnen in den Augen der japanischen Schönen zukommenden Wichtigkeit geordnet angeführt: Er darf kein Geizhals sein und sich nicht zu viel mit seiner eigenen Toilette beschäftigen. Er soll eine wirklich männliche Erscheinung bieten, sich klar und bestimmt ausdrücken und sich aller Andeutungen und Anspielungen enthalten. Er entscheide sich schnell in allen Dingen und sei klug genug, sich auch aus bedrängter Lage zu befreien. Der Mann muß ein Ideal haben, dessen Wahl ihm überlassen bleiben mag. Die Ordnung des Hauswesens soll er der Frau überlassen und sich vor allem niemals in der Küche zeigen. Die Hüte und Kleider der Frau darf er nicht kritisieren und sich darüber auch anderen Personen gegenüber nicht vertraulich äußern. Er soll sich hüten, seiner Gattin ein Gegenstand des Abscheus zu werden, soll nicht zu viel trinken, nicht zu dick werden und soll endlich auch niemals eifersüchtig sein.

Wölfchens Geburstag.

Eine Kindergeschichte von Zoe.

Es schlug 5 Uhr, als Wölfchen seinen schlafenden Vater ins Auge piekte, eine Liebkosung, die mit einem Knurren beantwortet wurde. Denn Papa war erst gegen Morgen von einer kleinen Bierreise gelandet, und der Hemdenmatz, den er jetzt augenblinzelnd wahrnahm, erschien ihm wie eine fata morgana.

Brummend warf er sich auf die andere Seite, was den Schelm veranlaßte, sich mit Mutti zu beschäftigen. Er zog an ihrem langen, blonden Zopf, während er der süß Schlummernden das Wort: „Auftehn!" ins Ohr posaunte. „Wölfchens Deburtstag ist heute."

Das Mutterherz erwachte. Zwei Arme streckten sich nach dem Ruhestörer, und er wurde so mit Zärtlichkeiten überschüttet daß er kurz entschlossen die Flucht ergriff.

Das war das Signal zu neuen Sturmszenen:

Klirrend fielen ein Dutzend Gegenstände vom Nachttisch. Mama bemächtigte sich des Ausreißers, wobei sie einen Barfußtanz improvisierte, und Vaters Pantoffel, der Ruhe stiften sollte, verfehlte das Ziel und traf den Wecker, der prompt herunterrasselte.

Es schlug ½6, als das Geburtstagskind die Trommel wirbelte. Um 6 Uhr hatte er sie kurz und klein geschlagen. Um ½7 ließ der unter ihnen wohnende Oberlehrer, ein nervöser Herr, dringend bitten, das Trompetenblasen einzustellen. Bis 7 Uhr tuschte Wölfchen und entwarf futuristische Skizzen auf Nachtrock und Tischdecke. Um 8 Uhr entgleiste sein Eisenbahnzug, wobei die Räder der Lokomotive in die entlegensten Winkel trudelten, um ½9 Uhr riß er vor Uebermut dem Schaukelpferd den Schwanz aus, um 9 Uhr war er so weit, daß er in die alte Spielkiste stieg und alle zerbrochenen Herrlichkeiten über den Tisch streute. Fünf Minuten später erhielt er die erste Geburtstagswichse.

Das wäre ja noch schöner, meinte Vater, der inzwischen auf der Bildfläche erschienen war, wenn solch ein vierjähriger Knirps den ganzen Haushalt topfstellen wollte.

So sanft die Prügel in Anbetracht des Feiertages waren, so fürchterlich war das Geheul des kleinen Mannes und so heiß die Tränen der Mutter, die sie heimlich zerdrückte.

„Ja, warum weinen Sie denn?" forschte die Hausfrau, als sie sah, wie das Mädchen tränenden Auges die Milch rührte.

„Es tut mir sehr leid. Ich hatte mich so schön hier eingewöhnt. Aber das hält kein Mensch aus! Gestern habe ich bis in die Nacht gebürstet und gebohnert, und nun sehen Sie sich den verschrammten Fußboden an. Die Türen, die ich gestern geseift habe, sind bepinselt und der Teppich ist mit Sand bestreut. Was zuviel ist, ist zuviel!" schluchzte das Mädchen und ließ die Milch überkochen.

Drinnen war Frieden geschlossen worden. Ein tüchtiger Vater findet immer Mittel und Wege. Sei's, daß er einen lahmen Esel wieder gangbar macht oder einen ohnmächtigen Soldaten auf die Beine stellt. Bubis Vater erbarmte sich eines kaputten Autos, öffnete das geheimnisvolle Innere und hielt lehrreiche Zwiesprache mit dem Sohn.

Ihre vereinten Bemühungen waren von Erfolg gekrönt. Das Auto sauste jetzt mit so unheimlicher Geschwindigkeit quer durchs Zimmer, daß Wölfchen sich nur durch einen Seitensprung retten konnte. Daß bei dieser Gelegenheit eine echte Kopenhagener Vase das Genick brach, muß zu den täglichen Autounfällen gerechnet werden. „Es ist bloß die olle draue", tröstete das Geburtstagskind und nahm wortlos vor Glück ein Paket in Empfang, das soeben abgegeben worden war. Seine Erregung steigerte sich, als ein seltsames Ungetüm mit langem Zappelschwanz zum Vorschein kam: „Was ist das, Papa?"

„Bei schönem Wetter gehen wir auf die Wiese und lassen den Drachen steigen."

„Drachensteigen," echote Bubi und tanzte um den Tisch.

„Heut' nicht, mein Sohn," lautete die energische Gegenrede.

„Drachensteigen", jammerte Wölfchen und stampfte mit den nackten Füßen, denn bis zu Strümpfen hatte er es heute noch nicht gebracht; „Drachensteigen!" schrie er ununterbrochen, und da es keinen anderen Modus gab, der Szene ein Ende zu machen, entschloß sich Vater schweren Herzens, ihm noch einmal den Nachtrock auszuklopfen.

Um 10 Uhr aß der kleine Wüterich schluchzend sein Ei. Unter waghalsigen Versprechungen gelang es der Mutter, ihn ins Bett zu bringen, und fünf Minuten später glich er einem schlafenden Engel.

Daß Wölfchen an diesem feierlichen Tage den Schlummer kürzte, wird jedermann begreiflich erscheinen. Um 2 Uhr stand er im weißen Matrosenkittel „S. M. Iltis" an der Tür und erwartete seine Gäste. „Wann kommen sie, Mutti? Die Lilli, die Stesi, die Liselotte? Der Peter, der Paul?"

„Geduld, mein Kind", mahnte die Mutter. Aber auch ihre Geduld wurde auf die Probe gestellt, denn zwanzigmal wurde dieselbe Frage an sie gerichtet, bis endlich — Gott sei Dank — die Glocke tönte!

Das Geburtstagskind lief so stürmisch auf den ersten Gast zu, daß beider Köpfe aneinander prallten und beider Nasen bluteten. Der Blumentopf, den Peter überreichen sollte, lag am Boden.

„Essig! Watte!" kommandierte Vater, der sich um Bubis Nase bemühte, während Mama den Gast kühlte.

Nachdem die Blutspuren getilgt und alle Besucher sich versammelt hatten, konnte der Schokoladen-Schmaus eröffnet werden, der ohne den geringsten Unfall vonstatten ging.

Doch wäre es verwegen, den Tag vor dem Abend zu loben, zumal noch eine Motorfahrt bevorstand. Alle Kinder stürmten jauchzend ins Badezimmer, wo die interessante Wettfahrt zwischen einem alten Holzlahn und dem neuen Motorboot stattfinden sollte, das Oma gestiftet hatte.

Alles wäre gut gegangen, wenn Wölfi in seinem ungestümen Drange nicht auf die Idee gekommen wäre, das Boot zu belasten. Erst holte er einen gutgenährten Osterhasen, und als das Schiff noch immer mit Eleganz die Kurven nahm trug er den Chauffeur und die rosawangige Schäferin herbei, der er im Stillen einen Sturz ins Wasser gönnte.

Nun gab es was zu lachen! Der Hase legte sich auf die Seite, und die Schäferin wankte. Das Boot schien zu kentern, viele kleine Hände planschten im Wasser und halfen noch. Da, als die Stimmung auf dem Höhepunkt, klingelte es. Mutti eilte hinaus und hatte noch nicht die Tür erreicht, als ein Schreckensruf hinter ihr her tönte: „Wolfgang kletert!"

Darauf ein Klatsch!

Die Schäferin sprang aufs Trokkene. Die Gäste aber standen wie gebadet neben der Wanne, aus der die totenblasse Mutter ihren Jungen fischte.

Man brachte heiße Milch, trockne Wäsche und hängte „S. M. Iltis" auf die Leine. Als Wölfchen noch immer mit den Zähnen klapperte, gab Onkel Fritz, ein kinderloser Junggeselle, der sich in die Seele eines Vierjährigen nicht hineindenken konnte, den Rat, ihn ins Bett zu stecken.

Diese Worte hörend, rutschte der Halbertrunkene von Mamas Schoß und entfloh in die Speisekammer, wo er unter den Bierflaschen Revolution anrichtete.

„Meinswegen," sagte das Mädchen achselzuckend, „ich habe ja gekündigt."

Dieser Schreckenskatastrophe folgte ein versöhnlicher Schlußakt, denn Mutti rollte den Teppich zusammen, und Papa ließ auf dem Grammophon einen Hopser nach dem andern spielen. Die Paare umfaßten sich, drehten sich, turkelten, purzelten, standen wieder auf oder tollerten vor Vergnügen ein Stück weiter.

Mitten im schönsten Wirrwarr erschien die Haushälterin des Oberlehrers und brachte ein Stück Kalk, das soeben von der Decke geplatzt sei. Das erhöhte die allgemeine Fröhlichkeit, und mit fürchterlichem Gestampfe ging es zur Fütterung.

Als sie das Geburtstagskind mit Bilzbrause hoch leben ließen und der kleine Held auf den Tisch gestellt wurde, bewiesen seine strahlenden Blicke, daß es der schönste Tag seines Lebens war.

Nach 8 Uhr trat Ruhe ein. Das Schlachtfeld wurde gesäubert. Die Eltern beschlossen, dem kritischen Tag einen würdigen Abschluß zu geben, sie riefen die treue Magd, die Scherben und Hosenknöpfe vom Boden sammelte, und bewilligten ihr eine Gehaltszulage.

Als die Sonne am anderen Morgen ins Schlafzimmer schien, hielt der Vater einen Brief seines Hauswirts in Händen: „Ruhestörungen wie die gestrige könne er in seinem hochherrschaftlichen Hause nicht dulden. Im Wiederholungsfalle u. s. w., u. s. w. Dem Doktor im zweiten Stock seien mehrere Glühstrümpfe geplatzt, und die Decke zeige einen klaffenden Riß."

Vater fuhr mit beiden Beinen zugleich in die Hose, da er es sehr eilig hatte, dem Hauswirt einen saugroben Brief zu schreiben und mit dem „Pauker" da unten ein Wort Deutsch zu reden.

Als er wutentbrannt seinen Hosenträger festschnallte, legten sich zwei Arme um seinen Hals und eine schmeichelnde Stimme fragte: „Machen wir heut noch mal Deburtstag?"

— Die Aermste. Gnädige (zur Zofe): „Marie, wenn Sie noch ein einziges Mal das Ohr an die Tür legen, so sind Sie auf der Stelle entlassen."

Marie (schluchzend): „Ach, wenn gnä' Frau wüßten, was man zu leiden hat, wenn man schwerhörig ist!"

— Das Kamel. Feldwebel (der im Tornister eines Rekruten ein namhaftes Stück Speck findet): „Na ja — nu' hab' ich auch Ihren Fetthöcker entdeckt!"